

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 5. Juny 1832.

67

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß'sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige oder durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Graf Lauzun.

Ballade.

Tiefgefühlten Schmerz im ernsten Blicke,
Ganz verlassen, einsam und allein,
Schließen Lauzun ein des Kerkers Mauern;
Auf dem edlen Antlitz stolzes Trauern,
Scheint er groß im Unglück noch zu seyn.

Schwere Fesseln drücken tiefverlezend
Jetzt des Helden tapfre Siegerhand;
Für die Wunden, die er einst empfangen,
Hält des Kerkers Nacht ihn trüb umfangen.
Lohnet so dein schönes Vaterland?

Und er ruft von tiefem Schmerz durchdrungen:
„Wunden, warum heiltet ihr einst zu?
Wär' ich auf dem Ehrenfeld geblieben,
Sanft beweint von denen, die mich lieben,
Fand ich ruhmvoll doch des Grabes Ruh'.“

„Aber jetzt, lebendig eingeschlossen
In des Kerkers schaudervoller Gruft,
Wühlen tief des Undanks heiße Schmerzen
Im zerris'nen, ungeduld'gen Herzen,
Das umsonst das Recht zu Hülfe ruft.“

„Von der ganzen Menschheit ausgeschlossen,
Grausam von den Lieben all' getrennt,
Nahet mir kein lebend, menschlich Wesen,
Läßt kein feuchtes Aug' mich tröstend lesen,
Daß ein Herz noch Lauzun's Namen nennt.“

Und so tönte laut des Grafen Klage,
Doch verhallt an dumpfer Kerkerwand;
Ungestillt bleibt seines Herzens Sehnen,
Und des Helden glühend-heiße Thränen
Trocknet nicht des Mitleids sanfte Hand.

Ach, vergebens späht er nach Empfindung
Auf des Kerkermeisters Angesicht;
Einer Tigerseele Teufelstücke
Drohet ihm aus seinem finstern Blicke,
Und des Trostes Balsam wird ihm nicht.

Einstens, auf die Hand das Haupt gestüget,
Sah er in dem matten Sonnenstrahl,
Welcher sparsam durch das Gitter dringet,
Dem Gefangnen sanfte Lind'ring bringet
In des Kerkers nächstlich dunkle Qual.

Sieh, da kriechet in dem schwachen Schimmer
Eine Spinne an dem Boden hin.
Wie sie künstlich, heimlich sich beweget,
Leben sich in seiner Nähe reget,
Hellt sich freudig auf des Grafen Sinn.

„Kleines Thier! so bist du mein Gefährte,“
Ruft er aus, es glänzet feucht sein Blick,
„Für die Menschen ist mein Blut geflossen,
Doch sie haben mir ihr Herz verschlossen,
Aber du, du theilest mein Geschick!“

Und an sich gewöhnt er nun die Spinne,
Die des Grafen Sorgfalt bald verstand;
Heimlich dem Gefangnen schon nahet,
Ihn mit ihrem zarten Netz umfahet,
Und die Nahrung holt aus seiner Hand.

Froh erheitert scheinen Lauzun's Blicke,
Denn die grauerfüllte Einsamkeit
Theilt ein Wesen, nahet ihm mit Freuden!
O, wie gräßlich waren seine Leiden,
Daß ihn eine Spinne so erfreut!

Einstens naht sie ihm vertraulich wieder
In des Fensters bleichem Sonnenschein,
Scheint zu merken auf des Grafen Worte,
Horch! da öffnet sich die Eisenpforte,
Und der Kerkermeister tritt herein.

Kaum ersieht sein Aug' voll Teufelstücke
Des Gefang'nen einz'ge, karge Lust,
So zertritt er sie mit wildem Lachen;
Aber Wuth und wilder Schmerz erwachen
Jetzt in Lauzun's tiefempörter Brust,

Und er will sich auf den Wüthrich stürzen,
Doch die Fesseln halten ihn zurück;
Und er sieht ihn seiner Wuth entgehen,
Hebt das Auge zu den dumpfen Höhen,
Eine Thräne trübet seinen Blick. —

Diese Thräne in des Helden Auge,
Die erwog der ew'ge Richter dort!
Und der Wüthrich, der die Lust des Armen
So zertrat ohn' menschliches Erbarmen,
Der beging wohl einen blut'gen Mord!

Nina Rouland.

Flaschenhügel.

(Fortsetzung.)

Mick schob die Mütze von einem Ohre zum andern, und legte den Finger nachdenklich an die Nase. Des kleinen Mannes Vorschlag fand in seinem Glauben an das Wunderbare, an Feen, Heren und Kobolde, einen gewaltigen Fürsprecher; nur der Gedanke, was wird Frau Molly sagen, hielt ihn ab den Handel sogleich einzugehen. Doch auch diese Bedenklichkeit wich endlich der Überzeugung, daß Frau Molly im Grunde über dergleichen Dinge völlig übereinstimmend mit ihm denke, und daß, wenn er nur einmal den ersten Sturm überstanden, es ihm gewiß gelingen werde, seinen triftigen Gründen Eingang bey ihr zu verschaffen. Er gab daher, ohne sich länger zu besinnen, seine Kuh hin, und nahm die Flasche dafür, die er sorgfältig auf der Brust unter seinem Rocke verbarg. Als er diesen wieder zugeknöpft hatte, und sich nach dem kleinen Manne umsehen wollte, war dieser schon so weit weg, daß, hätte ihn der Handel gereut und er Lust gehabt ihm nachzulaufen, es ihm unmöglich gewesen seyn würde, ihn einzuholen. Mick ließ ihn daher ziehen und wanderte schnellen Schrittes der Heimat zu, denn er war sehr begierig, der Flasche geheime Kräfte zu erproben. Übrigens war dieser Heimweg für den armen Mick ein saurer Gang; er wußte gar wohl, welchen Sturm häuslichen Zwistes Frau Molly erregen würde, und wünschte recht sehr, der Kleine hätte bey ihm bleiben können, um ihm denselben bestehen zu helfen.

Der Abend dämmerte schon, als er den Schornstein seiner Hütte, dem der dunkle Rauch von Frau Molly's Torffeuer in krausen Wolken entstieg, wieder erblickte. Von ihren Kleinen umringt saß die fleißige Hausfrau, die Spindel drehend, am Herde; die Flamme, die sie wärmte, mußte ihr auch leuchten.

„Wie, Mick, bist du schon wieder da?“ rief sie, höchlich verwundert, dem eintretenden Gatten entgegen. „Du kannst den weiten Weg nach Cork, und wieder zurück, unmöglich in der kurzen Zeit zurückgelegt haben. Was ist dir denn begegnet, so rede doch, Mick, sprich, wo ist die Kuh?“

„O Gemine, Molly, frag nicht so viel auf einmal, du machst mich ja ganz confus; nach und nach sollst du alles erfahren. Nach der Kuh mußt du mich gar nicht fragen, denn wo die jetzt ist, davon weiß ich kein Sterbenswörtchen.“

„Wie, du weißt nichts von der Kuh? — So hast du sie also verkauft. Wie theuer? Zeig' her; wie viel Geld bringst du; wird's reichen zum Pachte?“

„O Molly, du bist heute gewaltig hitzig! Ich habe dir ja schon gesagt, daß du alles erfahren sollst, laß mich aber nur zu Athem kommen.“

„Was hast du da für eine Flasche?“ fragte, trotz ihres Mannes Ermahnung, neugierig Frau Molly, als sie die Flasche erblickte, deren Hals unter Mick's Rock hervorguckte.

„Seh still Molly,“ sagte Mick, und stellte sich zornig, um seine Frau abzuhalten es zu werden. „Kannst du nicht warten, bis ich ausgereedet habe. — Da, sieh her! Das ist es, was ich für die Kuh bekommen habe, die Flasche da.“

Frau Mick war wie vom Donner gerührt; vor Unwillen und Weinen konnte sie lange nicht zu Worte kommen. „Bist du von Sinnen gewesen!“ rief sie endlich, „die schöne Kuh für eine leere Flasche hinzugeben! Was kann uns der Scherben helfen? Wovon sollen wir nun den Pacht bezahlen? Wir werden von Haus und Hof gejagt; du hast dich, uns alle unglücklich gemacht!“

„So höre doch nur Molly,“ sprach begütigend Mick. „Habe ich dir denn nicht gesagt, oder sagen wollen, wie ich dort auf dem steilen Hügel den kleinen Mann begegnete, oder wie er mir begegnete, oder wie wir einander eigentlich gar nicht begegneten und doch zusammentrafen? wie er mir da zuredete ihm die Ruh zu geben und die Flasche dafür zu nehmen, und wie er behauptete, daß, obgleich sie leer schiene, sie doch der köstlichsten Dinge voll wäre, und mich zum reichen Manne machen würde? Habe ich dir nicht gesagt, was er so schön von Geistern und Elementen sprach, und wie er mir so klar bewies, daß die Flasche das einzige Ding in der Welt wäre, das uns helfen könnte? Habe ich dir denn das nicht alles erzählt?“

„Nichts hast du mir erzählt, du Tropf! Da steht man, was herauskommt, wenn man Narren zum Markte schickt. Hätte ich mir doch in meinem Leben nicht träumen lassen, daß ich einen solchen Einfaltspinsel zum Manne habe! sich von dem ersten, besten Landstreicher betriegen zu lassen, der Einem auf der Straße begegnet, 's ist unerhört!“

So, und noch viel mehr sprach, ihres Zornes nicht mehr Meister, Frau Molly, und riß, eh' er sich dessen versah, ihrem Manne die Flasche weg, um sie ihm an den Kopf zu werfen.

Eingedenk der Ermahnungen des kleinen Mannes, erwiederte Mick auf die bitteren Reden seiner Frau keine Sylbe; er fiel ihr bloß ganz gelassen, aber mit sehr fühlbarer Überlegenheit an Kraft, in die Arme und entwand ihr die Flasche, die er wieder unter seinen Rock in Sicherheit brachte.

Als Frau Molly sah, wie leicht ihr Mann mit ihr fertig zu werden vermochte, that sie, was die Weiber gewöhnlich zu thun pflegen, wenn man ihnen den Willen nicht läßt — sie schmolte. Um es bequemer zu haben, setzte sie sich auf ihren Schemmel nieder und brach in lautes Weinen aus.

Diese Windstille benutzte Mick, um durch eine umständlichere Erzählung dessen, was sich mit ihm zugetragen, Frau Molly für seine Ansicht zu gewinnen, und da sie im Grunde ihres Herzens eben so fest an Feen, Hexen, Zauberer, Erdmännchen und Zauberspuck glaubte, als er selbst, so gelang es ihm auch am Ende, sie wenigstens in so weit zu besänftigen, daß sie sich willig zeigte, sein Geheiß zu thun. Nachdem sie sich mit der Schürze die Thränen abgetrocknet, stand sie, ohne ein Wort zu sprechen, von ihrem Sige auf, segte das Zimmer aus, rückte den Tisch vom Fenster in die Mitte, und breitete ein weißes Tischtuch — es war das einzige, was sie hatte — darüber. Auf das Tuch stellte Mick seine Flasche und sprach die Formel, die der Kleine ihm gelehrt hatte.

Die Worte waren kaum über seine Lippen, als sein ältester Sohn, ein hausbäckiger, blondhaariger Bube von fünf Jahren, sich mit lautem Freudengeschrey in der Mutter Schooß stürzte; zwey niedliche, winzig kleine Kerlchen waren auf die Formel mit Blizeschnelle aus der Flasche gefahren, und beluden den Tisch mit den köstlichsten Gerichten, die sie in den schönsten goldenen und silbernen Schüsseln auftrugen. Als sie alles aufs beste geordnet und aufgestellt hatten, krochen sie wieder in ihre Flasche. Wie sie hineingekommen, oder wo sie alle die leckern Speisen und das kostbare Geräth in der Geschwindigkeit hergenommen, kann ich nicht sagen.

Mick und seine Frau sahen einander verwundert an. Bey all ihrem Wunderglauben hatten sie sich doch die Möglichkeit solcher Dinge nie gedacht; der

bloße Anblick machte sie satt. „Sieh doch zu, Mick,“ sagte endlich Frau Molly zu ihrem Manne, „ob du von dem, was die niedlichen kleinen Herren da aufgetragen haben, etwas zu essen vermagst; nach einem Tagewerke, wie du heute vollbracht, sollte ich meinen, müßtest du hungrig seyn.“

Mick setzte seine Kinder auf die Stühle, die er für sie um den Tisch gerückt, und nachdem seine Frau gleichfalls daran Platz genommen, setzte er sich neben sie.

„Siehst du wohl,“ sagte er, indem er den Kindern vorlegte, „daß ich dir in allem die Wahrheit gesagt, und dein Mann kein solcher Narr, kein solcher Einfaltspinsel ist, wie du vorhin in deinem Zorne behauptetest. Ich sah es dem Kleinen gleich an, daß er kein Lügner war; Mick Purcell ist nicht auf den Kopf gefallen. Ein andermal warte hübsch die Folgen meines Thuns ab, und mache nicht gleich solch einen Lärmen mit Reifen und Schelten.“

Die ganze Familie ließ es sich trefflich schmecken, der guten Gerichte waren aber so viele, daß sie nicht im Stande war, auch nur die Hälfte daran aufzuessen.

„Jetzt,“ sagte Molly, nachdem alle mit Essen fertig waren, „jetzt soll es mich nur wundern, wenn die kleinen Herren kommen werden, um die prächtigen Schüsseln und Teller, und alle die andern schönen Sachen, die sie gebracht haben, wieder abzuholen.“ Sie wartete lange, da aber Niemand kam, sah sie sich genöthigt, den Tisch selbst abzuräumen. „Wahrlich Mick,“ sagte sie bey jedem Stück, das sie bey Seite setzte, „wahrlich, die Geschichte von der Flasche, die der kleine Mann dir erzählte, war keine Lüge, ich fange jetzt selbst an, dich für einen geschleiden Mann zu halten; vielleicht wirst du auch noch ein reicher Mann.“

(Der Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg, im März 1832.

Am 2. fand der letzte diesjährige Maskenball im Schauspielhause Statt. Ich habe bisher der hiesigen Maskenbälle nicht erwähnt, und fange mit dem letzten an. Die Direction hat mit dem jetzt angefangen, dann darf wohl der Berichterstatter sich einen beliebigen für den Anfang seiner Notizen aussuchen. Ich wählte den letzten, wegen der Analogie, weil unter allen Lustbarkeiten die Maskenbälle in Hamburg die letzten und traurigsten genannt werden können, und weil das, was über den letzten Ball gesagt wird, mit geringen Modifikationen für alle vorhergehende gilt. Mehrere gewöhnliche Masken mit ihrer gewöhnlichen, oft plattdeutschen Sprache, noch mehr unmaskirte Personen, in Kleidung, wie sie Mittags an der Börse, Abends im Pavillon zu sehen sind in Mänteln, sogar mit Stöcken, als Ausnahme ein paar komischer Charaktere, die statt zu reden schreyen, statt zu necken puffen — das bildet die Versammlung, welche wir hier Maskenball nennen. In den Logen sitzen die Zuschauer, welche sich von denen im Saale nur dadurch unterscheiden, daß diese hinauf und jene herunter zusehen, und oben auf der Schillingsgallerie sitzen wieder Leute, die zusehen, wie die unten zusehen. So gafft oder gähnt oder schläft man auch wohl gar die Stunde des Weggehens heran und nimmt nichts mit von dannen als den Vorsatz, nicht wieder hinzugehen. Man geht aber doch wieder hin und denkt, es soll besser werden — den Sterblichen gänget ja stets die Hoffnung — aber die Redouten werden einmal in Hamburg nicht besser, es müßte denn hinsichtlich ihrer eine Totalreformbill durchgehen. — Ein paar renovirte Lachstücke füllten am 4. d. M. das Stadttheater: „Roderich und Kunigunde,“ von Castelli und „der reisende Student oder das Donnerwetter.“ Die Castelli'sche Parodie wird hier sehr gerne gesehen und verdient die Gunst des Publicums. Sie gehört zu den wichtigsten, warmfarbigsten Producten dieser Gattung. Viel Unterhaltung gewährt das Beobachten

der verschiedenartigsten Theilnahme unter den Zuschauern. Während Logen und die untere Region vom Parquet und Parterre nicht aus dem Lachen kommen über die treffende Satyre, malt sich auf den gespannten Physiognomien der Gallerie die lebhafteste Rührung und oft auch Indignation über die unwillkommenen Lachförder da unten. Die Gallerie nimmt nemlich die Handlung ernsthaft und interessirt sich lebhaft für Rosamunde und gegen Sakripandos. und findet die schauerlichen Begebnisse keineswegs zum Lachen — eine Ansicht, die sich auch wohl noch hier und da in die theureren Plätze einschleicht. Hr. Leng als Eremit, Hr. Lebrün als Tyrann, Hr. Jost als Knappe waren ganz an ihrer Stelle. Dagegen genügte Dlle. La Gaié als Rosamunde keineswegs. Wer eine parodirte Heroinn darstellen will, muß die Heroinn selbst künstlerisch zu zeichnen wissen, sonst mangelt der Pathos und mit ihm der komische Effect. Hr. Dahn als Koderich war besser. Der reisende Student wurde von Hrn. Cornet sehr wacker gegeben, vorzüglich gesungen. Seine Zunge ist für das Sprechen gewandter Charaktere nicht volubel genug, auch ist er nicht dialektfey. Hr. Jost war ein wahrhaft ergößlicher Tollberg, eine Karrikatur, die sich ein Zeichner zum Vorwurf nehmen sollte. Das meiste Lob verdient jedoch Hr. Gloy als Müller, der mit einer Natur und einer Bonhomie spielte, die alle Herzen gewaniten. Er improvisirte heute sehr glücklich. Als der Studiosus das verstickte Mahl des Liebespärchens angeblich durch den Teufel herbeyschwor, begnuckte der Vater Müller das Weißbrot (hier Rundstück genannt) und sprach: „Das ist ju so klein, wie die Bröte in der Stadt, der Teufel muß bey einem Stadtbäcker in der Lehre gewesen seyn!“ — Der rauschende Beyfall, den dieser Einfall fand — rührte gewiß nicht von Bäckern her. — Die Concerte beginnen nun auch aus der Choleraquarantaine hervorzugehen. Das Concert des Hrn. Behrens im Apollosaale zog ein zahlreiches Auditorium herbey. Da in diesem Jahre die Übungen der Militärmusik und Sänger an Vormittagen ausfielen, so nahm das Publicum gern die Gelegenheit wahr, die bekannnten kriegerischen Klänge zu hören. Hr. Behrens arrangirt mit vieler Geschicklichkeit moderne Musikstücke für seine Harmonie, und so bekamen wir denn manches Neue und Gute. Die Duvertüren wurden besonders mit Präcision ausgeführt. Auch ein jugendliches Talent debütirte, ein kleiner zehnjähriger Friedburg, der ein Kalkbrenner'sches Concert zum Erstaunen gut vortrug. Es gibt jetzt schon eine solche Anzahl kleiner Virtuosen, daß man bald ausrufen wird, wenn Einer ein Concert spielt: „Das kann jedes Kind!“ — Eine kleine Bertha Lewig, Schülerinn von Methfessel, trat ebenfalls als Clavierpielerinn in einem Concert vor das Publicum und offenbarte eine schöne, seltene Anlage, die auch bereits recht wacker ausgebildet worden. Wie man sagt, will die Miniaturvirtuosinn eine Kunstreise antreten und zuerst ihren ehemaligen Lehrer in Braunschweig besuchen. Wenn ich ihr rathen dürfte, so reife sie bald darauf einige achtzig Meilen weiter, nach einer Stadt hin, wo das musicalische Talent Alles findet, was ihm dient — Anerkennung und die letzte Politur — nach Wien. — Unsere Oper wird jetzt durch eine unglückliche Constellation regiert. Hr. und Mad. Cornet verlassen uns den 1. April und Mad. Walfker erregt immer noch Besorgnisse hinsichtlich ihres Gesundheitszustandes. Wenn diese nicht durch ihr nunmehr angezeigtes Wiederauftreten (als Rezia im „Oberon“) zerstreut werden, so sind wir, was erste Sängerinnen anlangt, auf Null reducirt und sehen hoffend aus allen Thoren Hamburgs nach Reisewagen mit sechs Pferden und vier Kammerlaketen, in welchen solche Großwürdenträger unserer Zeit zu reisen pflegen. Wir zahlen doch, Gottlob, ganz anständig — also dürfen wir auch erwarten, daß reiseflüchtige Sänger und Sängerinnen erster Qualität uns nicht links oder rechts liegen lassen werden, sondern immer zu uns hereinkommen mögen! — Ohne Oper, — hilf Himmel! — Das hieße ja: ohne Luft zum Athmen — ohne Wasser ein Durstiger seyn! — Die Opernwuth, welche sich nach gerade aller Städte bemächtigt, wäre weiter nicht wunderbar, in so fern die Mode uns hinlänglich an ihre Launen gewöhnt hat; daß aber dieses Verliebtseyn sich ausschließlich auf Opernmusik, und zwar auf lärmende, klingelnde, in sich grell contrastirende Opernmusik richtet, wenn sie im Costüme auf dem Theater vorgetragen wird, zeigt, daß die Liebe für dieses verzogene Kind keine reine Liebe ist, welche Sinn und Verstand gefangen nimmt. Dieselbe „Stumme von Portici“ als Concertmusik vorgetragen, würde einmal ansprechen, aber keineswegs den Saal zum zweyten Male füllen. Eben so die „weiße Dame“, „Frä Diavolo“, „Zampa“ u. s. w. Es liegt demnach am Tage, daß Theaterlust, nicht Musiklust, dieser Manier zum Grunde liegt; denn so lange ich denken kann, sind in Deutschland große musicalische Talente (Instrumentalisten) auf ihrer Reise nicht mit so kargem Behrpfennig abgefertigt worden, als eben jetzt — jetzt, wo man an Opernsängerinnen Millionen geben möchte, „und sollte man sie mit Gefahr seines Lebens“ irgendwo hernehmen müssen. Theater

lust und geistige Bequemlichkeit gepaart, sind die Estern der Opernwoth. Ein Stück, das nur halbwege über das Gewöhnliche sich erhebt, will aufgefaßt werden, den Faden in einer Scene loslassen, heißt: den Rest nicht mehr verstehen, man soll also seine Aufmerksamkeit spannen auf Fortgang und Schluß. Aber wir wollen nichts spannen lassen, als die Pferde vor den Wagen, und die Zeit, von welcher der selige Göthe so treffend sagte: die Leute sitzen im Theater mit geöffnetem Munde und möchten gerne erstaunen, ist ganz und gar vorüber — es war das schöne Mittelalter mit seinen Abälino's, Montfaucons und Kreuzrittern — jetzt findet das nil admirari auf Theaterpublicum seine vollständige Anwendung. Nur träumen mag man im Schauspielhause, wie wir in so vielen Dingen nur halb sind, nur halbdeutsch u. s. w., so wollen wir auch dort nur halb gegenwärtig seyn, und uns einlullen lassen durch Rossinische Süßlichkeiten oder frappiren durch Auber'sche Rippenstöße mit Posaunen und Trommeln, wobey der Verstand so selig ruhen darf, wie im Grabe. Die Opernmanie steht im genauesten Einklange mit der Weichlichkeit des Zeitalters und wir werden so lange Göth'e's Tasso leer vorübergehen und wegen der Stummen uns bey'm Entree maltraitiren lassen, bis gesunde Nerven diese franken Reste verwerfen und uns zu der reinen und kraftvollen, der deutschen Poesie, zurückzuführen gestatten.

L i t e r a t u r.

„Tangu, der letzte Prinz von Pegu.“ Ein Roman von Gustav Nagel, Herausgeber des „Zubaltem“ und des „Birmanenkrieges.“ Leipzig, bey Kollmann, 1831. 8.

Die Uebersetzung und Bearbeitung des Feldzugs der Britten gegen die Birmanen machte den Verfasser gegenwärtiger kleinen Novelle zufällig näher mit den Sitten und Gebräuchen jenes asiatischen Völkerstammes bekannt, und sowohl die poetischen Grundzüge, welche sich in dem Leben dieses Volkes dem Blicke darbieten, als auch der romantische Geist, welcher den brittischen Feldzug gegen dasselbe charakterisirt, erweckten in ihm den Gedanken, diese an poetischem Stoffe reichhaltigen Elemente zu einer kleinen Erzählung zu benutzen. — So weit der Verfasser in seinem Vorworte. — Wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß derselbe sich nicht allein mit den prosaischen Gebräuchen und Sitten, sondern auch den poetischen Seiten der Birmanen befreundet habe, müssen aber zugleich ohne Hehl bekennen, daß der aufmerksame Leser hievon wenig verspüren, sondern sich bey den Conversationen der birmanischen Herren und Damen, ohne die Einbildungskraft zu stark anzustrengen, mitten in die europäischen Salons versetzt finden wird. Indes haben wir vielleicht dem Verfasser dafür eine Art von Verpflichtung, daß er durch keine allzu getreue Schilderung orientalischer Eigenthümlichkeit und allzu gewaltsame Erregung der Aufmerksamkeit eines gewöhnlichen Lesepublicums abgespannte Nerven in ungewöhnliche und deshalb nachtheilige Aufregung versetzte. Der Held vorliegenden Romans ist ein bloßes Geschöpf der Phantasia des Verfassers. In wie ferne nun dieser von geschichtlichen Daten, auf welchen das fabelhafte Daseyn eines Prinzen von Pegu in der Erzählung begründet sey, sprechen kann, ist etwas schwer zu begreifen. Sollten hierunter, wie es fast den Anschein hat, jene geschichtlichen Daten gemeint seyn, auf welche die Erzählung selbst basirt ist, so wäre dieß wenigstens sehr unklar ausgedrückt. Was übrigens die Charaktere anbelangt, die uns der Verfasser zur Anschauung bringt, so kann man aus diesem Romane lernen, wie sehr die europäische Gesellschaft selbst unter den Birmanen Platz gegriffen hat; die dehors sind sehr gewissenhaft beobachtet und Alles geht auf der ebenen Heerstraße des auch unter uns Üblichen so gemächlich und unangefochten vorwärts, daß man wirklich darüber erstaunen würde, wenn — auf dem Papiere nicht Alles möglich wäre. Die Naturschilderungen sind überaus glücklich; denn man braucht nur in unserm lieben Deutschlande die Stadtmauern zu verlassen, so sieht man Alles lebhaftig vor sich, wie es im Buchlein selbst geschildert ist. Verwicklung und Lösung des Knotens haben wenig Anziehendes und Ueberraschendes; der Styl hingegen erhebt sich auf lobenswerthe Weise über das Gemeine, und Referent kann, ungeachtet seiner früheren Bemerkungen, den Wunsch nicht bergen, daß dieses Werkchen anstatt vieler anderer à la Claur en seine Freunde finden möge.

F.

„Le Dragon rouge,“ Novelle. „Die Juden auf Hald.“ Dem Dänischen des S. S. Blicher nachgezhft. Von L. Kruse. Leipzig, 1831, bey Chr. Ernst Kollmann.

Kruſe's Romane, Erzählungen und Novellen haben theils durch die Neuheit ihrer Sujets, theils durch die anziehende Darstellungsweise des Verfassers, der das Interesse des Lesers in der Regel durch die einfachsten Hebel oft aufs höchste zu spannen weiß, von jeher viele Freunde unter dem größern Lesepublicum gefunden. Auch gegenwärtige zwei Geisteserzeugnisse des angenehmen Erzählers werden ihren Zweck, eine anziehende und geistreiche Unterhaltung zu gewähren, sicherlich nicht verfehlen, zumal, da bey beyden auch eine tief eingreifende sittliche Tendenz vorwaltet, wie es, leider! in so manchen Phantasiegebilden mit berühmten Namen an der Stirne nicht immer der Fall ist. Haben uns auch, nach unserm Gefühle wenigstens, „die Juden auf Hald“ in mancherley Beziehungen freundlicher angesprochen, als der „dragon rouge,“ der im Grunde doch nur eine Criminalgeschichte im Geschmacke der causes célèbres Pitaval's ist, so dürfte doch letzterer wegen seiner äußerst seltsamen Verwicklungen, von denen einige denn doch wohl ein wenig in das Gebiet des Unwahrscheinlichen hinüberstreifen, vielleicht zahlreichere Stimmen für sich gewinnen, zumal, da des Verfassers beliebte Manier hier volle Gelegenheit zu glänzen hat. Zum Schluß dieser Anzeige glauben wir den hiesigen Theaterfreunden wohl kaum bemerkbar machen zu dürfen, daß der Stoff zu dem Schauspiel von Mad. Birch-Pfeiffer, welches den Titel führt: „Der rothe Drache, oder: die Taube von Cerdrons,“ und noch kurz vor dem Abgange dieser achtbaren Schauspielerinn vom Theater an der Wien mit vielem Beyfalle auf genannter Bühne in die Scene gesetzt wurde, dieser Novelle Kruſe's entnommen sey. F.

„Die Geschwister.“ Ein Roman von Adeline von T... Leipzig, bey Kollmann, 1831. 8.

Auf geschichtlichem Grunde fußend bietet uns hier die Verfasserinn ein lebenvolles Gemälde aus der Mitte des verfloßenen Jahrhunderts. In Walter Scott's Novellen bilden die Hauptpersonen den Rahmen des Gemäldes, welches Leben und Sitten verſunkener Jahrhunderte zeigt; hier bilden Leben und Sitten des verfloßenen Jahrhunderts die Einfassung, aus welcher die Helden hervortreten. Referent sagt mit Vorbedacht die Helden; denn schon dem Titel zufolge kann von einem Helden keine Rede seyn. Jedoch kann derselbe auch nicht bergen, daß ihm der Titel nicht am zweckmäßigsten gewählt scheint, da von allen handelnden Personen keine im eigentlich geschwisterlichen Verhältnisse zur andern steht. Überdem wäre Referent in großer Verlegenheit, anzugeben, welche die wahren Hauptpersonen des Romans seyen, indem im Anfange, in der Mitte und am Ende verschiedene Individuen handelnd auftreten, deren Charakter auf ganz gleiche Weise ausgestattet ist. In wie ferne die Behauptung der Verfasserinn: „Der Piaſen hochberühmter Königsstamm habe noch in der Mitte des verfloßenen Jahrhunderts geblüht“ zu rechtfertigen seyn dürfte, weiß Referent wahrlich nicht, da er bisher des Glaubens war, der letzte Sproßling Piaſ's sey unter Leopold dem Großen als Herzog von Liegnitz und Brieg gestorben. Der Styl des vorliegenden Romans ist an vielen Stellen holperig, und besonders wäre der Verfasserinn, in welcher sich übrigens ein schönes Talent nicht verkennen läßt, eine größere Aufmerksamkeit auf Vermeidung von Sprachunrichtigkeiten, wie z. B. dem Großfürst, statt Großfürsten u. dgl. so wie von unzulässigen Formen: die Prinzess, Fräulein von Pratorwska statt Fräulein Pratorwska u. a. anzurathen. Ein gewissenhafterer Gebrauch der Feile dürfte wohl am geeignetsten seyn, derley Flecken, die denn doch immer dem reinen Genuß störend entgegengetreten, bey ihren künftigen Geistesproducten zu beseitigen. Auf jeden Fall aber verdienen „die Geschwister“ um so mancher Vorzüge willen lobende Anerkennung. F.

*) Oder deutet die Verfasserinn mit ihrem Titel auf das durch die Kaiserinn Elisabeth herbegeführte künſtliche Verhältniß des Leon Godowitsch zu Fedorownen hin?—

(Mit Nr. 23 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.